

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Ein Ort für morgen

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1994

9

Am Sonntag war es soweit. Die geplante Schmugglerreise wurde endlich Wirklichkeit. Der Montag war ein schulfreier Tag, denn im Dorf war Kirchtag; da hatten natürlich auch die Schulen geschlossen, und die Gunst der Stunde mußte genutzt werden.

In der Familie herrschte einige Aufregung. Vater war es gelungen, Fahrkarten für den Zug bis Landeck zu ergattern. Von dort mußte man mit dem Autobus weiter. Zum Glück hatte Rübezahl dank seiner weitläufigen Verbindungen Fahrkarten für das Postauto besorgen können. Es fuhr nur einmal am Tag von Landeck bis Nauders und wieder zurück. Um nicht von vornherein schon aufzufallen, hatten sie ausgemacht, daß die Familie allein anreisen und Rübezahl erst im Wald, nahe beim Übernachtungsort, mit ihnen zusammentreffen sollte.

Maria, die sozusagen als Tarnung diente, bekam von der Großmutter noch ein silbernes Medaillon mit einem Schutzengel um den Hals gehängt. „Damit euch nichts zustößt“, murmelte sie und schlug ein Kreuzzeichen über die Stirn der Enkelin. Willi tanzte aufgeregt um die reisefertige Gruppe herum. Er beneidete Maria. Aber das nützte nichts, er mußte zu Hause bleiben, er war einfach noch zu klein. Spitz begleitete die angehenden Schmuggler schwanzwedelnd bis zum Brunnen, dann wurde auch er heimgeschickt.

Am Bahnhof herrschte ein unglaubliches Gedränge. Leute mit Taschen, Rucksäcken und Beuteln standen herum. Als der Zug endlich mit einer dicken Rauchwolke einfuhr, begannen sich alle in Bewegung zu setzen. An einen Sitzplatz war nicht zu denken, sie mußten froh sein, überhaupt mitzukommen. In Jenbach mußten sie umsteigen, dann nochmals in Innsbruck, und überall herrschte dasselbe Gedränge.

„Wenn ich daran denke, wie ruhig die Bahnhöfe vor dem Krieg waren“, sagte die Mutter. Sie hatten sich im Gang nahe an einem Fenster hingezwängt. Wenn sich Maria auf die Zehenspitzen stellte und den Hals verrenkte, konnte sie zwischen Rücken und Armen der Erwachsenen ab und zu einen Blick auf die vorbeisauende Gegend werfen.

Am Bahnhof in Innsbruck waren schon der Schutt und die Ruinen, welche die Bombenangriffe hinterlassen hatten, weggeräumt. Man hatte bereits begonnen, ein neues Gebäude aufzustellen. Durch die Stadt führte die Bahntrasse auf einem Viadukt, so daß man in die nahen Straßen hinuntersah. Viele Häuser lagen in Trümmern.

„Aber das sind ja Erdäpfelstauden“, rief Maria erstaunt, als der Zug einmal anhielt.

„Ja, das habe ich schon in der Zeitung gelesen. In Innsbruck, aber auch in Schwaz und in anderen Städten werden auf allen Grünflächen Erdäpfel, Salat oder Gemüse angebaut. Und das ist gut so, Blumen kann man nicht essen.“

Maria dachte an die schönen bunten Beete, die sie früher im Hofgarten gesehen hatte. Da würden nun wohl auch Radieschen und Kohlrabi wachsen.

Der Zug hatte schon eine Stunde Verspätung. Aber der Postautobus nach Nauders wartete, und so konnten sie noch mitfahren. Hier hatte Maria es besser. Sie durfte sich zwischen zwei Frauen zwängen. Da war es zwar eng, aber es war immerhin ein Sitzplatz. Der Bus rumpelte und ächzte die steile Straße hinauf. Als sie endlich in Nauders ankamen, war die Sonne schon untergegangen. Die Eltern nahmen ihre Rucksäcke und schlugen den Weg in den Wald ein.

An der ersten Kehre erwartete sie Rübezahl. „Na, ich hab' schon gedacht, ihr kommt überhaupt nicht mehr“, sagte er. „Nun aber flott, sonst kommen wir in die Dunkelheit.“

Eine gute Stunde stiegen sie bergauf, bis sie zu dem Hof, wo sie übernachten sollten, gelangten. Die Bäuerin erwartete sie bereits. Sie hatte eine dicke Suppe gekocht, dazu gab es Schwarzbrot und Milch. Es wurde nicht viel geredet, alle waren

müde. Die Bäuerin hatte ihnen am Dachboden ein Lager aufgeschlagen, und sie gingen bald schlafen.

Schon um drei schrillte der Wecker. Schlaftrunken wankte Maria in die Küche hinunter. „Na, Mädchen, wach auf“, sagte Rubezahl, der gemeinsam mit den Eltern und der Bäuerin in der Küche stand. Er reichte ihr eine Schale mit heißem Kaffee. „Trink. Richtig frühstücken tun wir erst auf Südtiroler Seite.“

Gleich darauf zogen sie los. Es war eine klare Nacht, aber bitterkalt. Im Osten zeigte sich ein schmaler heller Streifen am Himmel, der Widerschein der Sonne. Im Westen funkelten noch ein paar Sterne. Auf den höchsten Bergen leuchtete über den dunklen Latschenstreifen noch der Schnee des vergangenen Winters. Gerne wäre Maria stehengeblieben, um ein bißchen zu schauen, aber Rubezahl mahnte zur Eile.

„Mir wäre ein richtig schöner dicker Nebel lieber“, brummte er unzufrieden. „Oder ein ordentlicher Regen! Da treiben sich die Gendarmen und die Zöllner nicht gerne in den Wäldern herum!“

Er ging voraus. Zuerst führte er sie einen schmalen Pfad abwärts. Bald kreuzte ein Steiglein ihren Weg, und sie mußten diesem nachgehen. In Serpentinien stiegen sie wieder an, bis sie ein flaches Joch erreichten. Hier folgten sie einem Trampelpfad, den Gamsen oder Rehe in Jahrhunderten ausgetreten hatten, auf der anderen Seite hinunter. In der Tiefe konnte man nun schon einige schwache Lichter erkennen. Das waren Häuser, in denen Licht brannte. Inzwischen war es schon halb sechs geworden. Die Menschen in den Dörfern standen auf und zündeten ihre Lampen an.

Gegen halb sieben kamen sie nach Burgeis. Auf dem Weg zum Dorf begegnete ihnen ab und zu ein Bauer, der mit seinem Roß aufs Feld zog. Aber niemand hielt sie auf.

Im Haus gleich neben der Kirche wohnte eine entfernte Base von Vater. Sie erwartete sie und begrüßte sie voller Freude. Es war lange her, daß sie einander gesehen hatten. Während des Krieges und auch zu dieser Zeit noch konnte man nicht so ohne weiteres die Grenzen überschreiten. Man brauchte Son-

dergenehmigungen, die sehr schwer zu erhalten waren. Da war es einfacher, so wie Maria über Berge und Jöcher heimlich in ein anderes Land zu gehen.

Die Tante Resl war eine große, stattliche Frau. Sie drückte alle der Reihe nach an ihren Busen, auch den bärtigen Rübezahl. Dann bat sie ihre Gäste in die Küche und tischte ihnen Spiegeleier mit gebratenem Speck, Fladenbrot und Milchkaffee auf. Sie war verheiratet, aber der Mann war unter der Woche nicht zu Hause. Er arbeitete als Monteur weit unten im Trentinischen, während sie den Bauernhof führte.

Im Herd knisterten die brennenden Holzscheite, der gebratene Speck duftete, und Maria fand es sehr gemütlich. Das Essen nach dem anstrengenden Marsch machte sie müde. Die Eltern jedoch wollten aufbrechen. Burgeis hatte nur einen winzigen Laden, in Glurns aber gab es einen größeren, der auch Einziehgummi, Schnuller, Lorbeerblätter und Zigarettenpapier verkaufte. Außerdem lebte dort Vaters ältester Bruder, der auch einen Bauernhof besaß. Und dann mußten sie heute wieder über die Grenze, um die lange Reise über Innsbruck zurück ins Zillertal zu machen.

„Laßt Maria einfach bei mir und holt sie wieder ab, wenn ihr zurückgeht“, schlug die Base vor. „Sie muß ja dann sowieso noch einen weiten Weg machen, hinauf über das Joch und nach Nauders hinunter.“

Nach einigen Überlegungen gingen die Eltern auf den Vorschlag ein. Maria blieb also bei der Tante. Sie bekam ein Kissen und eine Wolldecke, und dann schlief sie auf dem Diwan in der Stube, bis es Zeit zum „Halbmittagen“ war. Die Tante fütterte sie erneut, diesmal mit Speckbrot und einem Apfel. Maria kam sich ein bißchen vor wie im Schlaraffenland.

Kurz nach dem Mittagessen kamen die Eltern mit Rübezahl zurück. Jeder trug einen Rucksack auf dem Rücken. Die Mutter stieß einen Seufzer aus, als sie den Rucksack abnahm.

„Ich bin froh, daß du mir tragen hilfst, Maria“, sagte sie.

„Wenn du ein paar Kilo nimmst, habe ich es doch leichter.“

„Bis zum Reschen kann ich euch begleiten. Wir nehmen das

Roß, dann braucht ihr die Rucksäcke nicht zu tragen. Ist eh noch weit genug, den Berg hinauf und dann wieder nach Nauders hinunter“, sagte die Tante.

Das Roß hieß Fleck und war ein kräftiger Haflinger. Es diente der Tante Resl für die Feldarbeit. Sie luden ihm also die Rucksäcke auf und zogen los. Nun brannte die Sonne schon heiß, und alle waren froh, daß Fleck auf seinem starken Rücken das Gepäck trug. Rübezahl wischte sich ununterbrochen den Schweiß vom Gesicht, und die Tante Resi neckte ihn: „Ohne Bart hättest du es kühler. Aber ihr Mander seid ja noch eitler als wir Weiberleut’.“

An der letzten Straßenbiegung vor dem Reschen, dort, wo sie am Morgen auf die Straße gestoßen waren, führte Rübezahl das Pferd ein Stück in den Wald hinein. Tante Resl tätschelte ihm die Stirn. „Brav warst du, Fleck, ganz ein braver Fleck warst du!“ sagte sie. Der Vater löste die Rucksäcke, und nun mußten die Menschen ihr Gepäck wieder selbst schleppen, auch Maria. Die Tarnung war eine ihrer Aufgaben, die andere war eben die Hilfe beim Transport.

Tante Resl hatte Tränen in den Augen, als sie sich verabschiedete. „Wann werden wir uns wieder sehen? Wir leben gar nicht so weit auseinander, und so selten nur sehen wir uns!“ sagte sie.

„Wenn alles gut geht, kommen wir vielleicht bald wieder“, lachte der Vater. Nun schien er die Schmugglerei direkt zu genießen. Er hatte seine Kappe schief aufs rechte Ohr gerückt, den Hemdkragen weit aufgeknöpft und die Ärmel hochgeschlagen. Trotz seiner Brille schaute er heute absolut nicht wie ein Lehrer aus.

Tante Resl schwang sich auf das Roß. Sie winkte ihnen von der Straße aus noch einmal zu, dann war sie verschwunden.

„Also, auf geht’s“, sagte Rübezahl. „Und möglichst leise gehen und nicht laut reden.“ Schweigend nahmen sie ihr Gepäck auf und marschierten los.

Am Nachmittag sah der Wald ganz anders aus als am frühen Morgen. Inzwischen waren auch Wolken aufgezogen, doch

schoben sie sich leider nicht vor die Sonne, sondern blieben auf den Berggipfeln rundum hängen.

„Und kein Windhauch!“ schimpfte Rübezahl.

„Mir ist lieber heiß, als wenn es ein Gewitter gäbe“, sagte die Mutter, die sich vor Blitz und Donner noch mehr fürchtete als vor Gendarmen oder Grenzsoldaten.

Schwitzend und schnaufend arbeiteten sie sich den Berg hinauf. Auf dem Jöchl nahm die Mutter ihren Rucksack ab. „Also, ich muß einen Augenblick verschnaufen“, sagte sie. „Einen Augenblick, dann geht’s schon wieder.“

„Aber wirklich nur ganz kurz“, meinte Rübezahl. „Wir kommen jetzt in die kritische Zone. Da treiben sie sich gern herum. Oder sie liegen unter irgendeinem Baum und lauern einem auf. Die haben’s nämlich faustdick hinter den Ohren.“

„Wir auch“, sagte der Vater. „Und das ist unser Glück.“

„Unser Glück ist, daß wir einen Steig gehen, den außer mir fast niemand kennt, weil das nur so ein Wildwechsel-Trampelpfad ist!“ sagte Rübezahl. Er war heute der Kapo und mußte das einfach ab und zu deutlich machen.

Am Grundlhof stand die Bäuerin am Brunnen und schwemmte die Wäsche. „Alles gut gegangen?“ erkundigte sie sich.

„Bis jetzt ja“, gab Rübezahl zur Antwort. Er holte ein Päckchen aus seinem Rucksack und übergab es der Bäuerin. „Alles drinnen, was du bestellt hast!“ sagte er. „Wenn ich dich wieder brauch’, geb’ ich rechtzeitig Bescheid.“

„Wollt’s nicht hereinkommen?“

„Nein, nein, keine Zeit. Wir müssen schauen, daß wir zum Autobus kommen!“

Da holte die Bäuerin einen Krug mit Buttermilch, und sie tranken im Stehen ein paar Schluck gegen den ärgsten Durst. Nur Maria hatte sich auf einen Stein neben dem Weg hinge-hockt. Die Bäuerin half der Mutter den Rucksack aufnehmen. „Also, der hat seine fünfundzwanzig Kilo. Nicht schlecht!“ meinte sie anerkennend.

„Mir tut eh schon das Kreuz weh“, sagte die Mutter. „Aber

was hilft's. Wenn man schon einmal über die Grenze geht, dann soll sich's auch auszahlen.“

In Nauders an der Haltestelle des Postautos warteten schon ein paar Leute. Rübezahl stellte sich dazu und bedeutete den anderen, die Rucksäcke abzunehmen.

„Mutti, glaubst du, wir bekommen einen Sitzplatz?“ fragte Maria. Sie fühlte sich hundemüde. Wie schön wäre es, schon daheim zu sein, die Füße auszustrecken und keinen Rucksack mehr schleppen zu müssen! Aber sie hütete sich, ein Wort der Klage verlauten zu lassen. Schließlich hatten die Eltern sie vor der Anstrengung gewarnt.

„Ich hoffe schon“, meinte die Mutter. „Dadurch, daß der Bus hier seine Endstation hat, haben wir gute Chancen.“

Rübezahl schlenderte ein bißchen herum, redete mit dem einen und dem anderen Wartenden und kam dann wieder zurück.

„Nehmt die Rucksäcke wieder auf. Da geht heut' nichts. Die Franzosen sind unterwegs. Es gibt Kontrollen.“

„Ja, was sollen wir da tun?“ fragte die Mutter ratlos.

„Wieder hinauf zum Grundlhof. Aber wir müssen uns möglichst unauffällig verkrümmeln. Man kann nie wissen. Nicht alle sind den privaten Schmugglern wohl gesonnen. Die professionellen Schieber, die das Geschäft in großem Stil betreiben, betrachten uns als Störfaktor.“

„Was, noch einmal den Berg hinauf? Unmöglich. Das schaff' ich nicht mehr! Können wir nicht da in Nauders in einem Gasthof übernachten?“ fragte die Mutter.

„Ausgeschlossen. Die machen hundertprozentig Razzien, da im Dorf. Da hilft nichts. Wir müssen schauen, daß wir morgen fahren können.“

Selbst der Vater machte bei der Neuigkeit ein langes Gesicht. „Na ja, das gehört wohl auch zum Schmugglerdasein“, meinte er und lud erst sich, dann der Mutter den Rucksack auf die Schultern.

Zehn Minuten später waren sie wieder im schützenden Wald. „Wartet hier“, sagte Rübezahl. „Ich lasse meinen Rucksack bei euch und geh' schnell ins Dorf zurück. Ich muß versuchen, die Fahrkarten umzutauschen. Wenn ich in einer Dreiviertelstunde

nicht wieder hier bin, versteckt meinen Rucksack gut und steigt allein zur Bäuerin auf. Dann ist mir irgendwas zugestoßen, und ihr müßt schauen, wie ihr ohne mich zurechtkommt.“ „Schöne Geschichte“, meinte der Vater. „Wenn ich das gewußt hätte, also, ich weiß nicht ...“

„Na ja, jetzt ist es, wie es ist. Ich nütz' die Pause und pack' meinen Rucksack um. Diese verflixte Petroleumflasche bohrt sich mir dauernd ins Kreuz“, sagte die Mutter.

Der Vater suchte einen weichen, moosbewachsenen Platz und breitete seine Jacke darauf. So konnte Maria sich ein bißchen hinlegen und ausrasten. Nun fühlte sie sich wohl. Die hohen, dichten Fichten rauschten leise und vertraut, eine Wasseramsel erhob sich und flog, hohe kurze Schreie ausstoßend, über die Wipfel. Langsam wurde es dämmerig.

Vater und Mutter saßen dicht beisammen und unterhielten sich leise. Plötzlich schrak Mutter hoch. „Horch, was ist das? Hörst du nichts?“

Jetzt wurde auch Vater aufmerksam. Maria setzte sich auf. Nun konnte auch sie die Geräusche wahrnehmen. Dürre Zweige knackten auf dem Boden, Laub raschelte, und ab und zu hörte man, wie ein Steinchen unter einem harten Tritt ins Rollen geriet und den steilen Hang hinunterkollerte. Alle drei hielten den Atem an. „Hoffentlich sind es nicht Zöllner, die diese grenznahe Gegend nach Schmugglern absuchen. Oder französisches Militär, das die Razzien auf den Wald ausdehnt!“ flüsterte die Mutter.

Die Geräusche kamen näher. Alle drei duckten sich tief in den Schatten der Bäume. Maria war heilfroh, daß es schon dämmerig war. Sie kauerte zwischen den Eltern. Da spürte sie, wie die Mutter am ganzen Körper schlotterte.

Zwei Gestalten tauchten an der Wegbiegung auf. Sie waren zu weit weg, daß man hätte erkennen können, ob sie mit einer Uniform bekleidet waren. Einer war sehr dick. Das war wohl der mit den schweren Schritten. Sie hatten Hüte auf und trugen Rucksäcke. Heutzutage trug praktisch jeder einen Rucksack, aber Dicke sah man höchst selten.

„Keinen Rührer“, flüsterte der Vater. „Ganz ruhig bleiben, ganz ruhig.“ Aber auch er, das merkte Maria genau, war überhaupt nicht ruhig. Er hatte ihre Schulter umfaßt und preßte sie an seinen Körper.

Die zwei Gestalten kamen näher. Nun konnte man erkennen, daß sie einen Hund bei sich hatten, einen großen, braunen Jagdhund. Er trottete hinter ihnen her, immer die Nase am Boden, war aber nicht angeleint. Plötzlich hob er die Schnauze und begann in Marias Richtung zu laufen. Der eine Mann stieß einen kurzen Pfiff aus, und der Hund machte auf der Stelle kehrt und lief zu seinem Herrn zurück. Maria dachte, wie schön es wäre, wenn Spitz auch so brav gehorchen würde. Sie konnte pfeifen und rufen, soviel sie wollte. Wenn Spitz einen Befehl nicht ausführen wollte, stellte er sich einfach taub. Nur gut, daß er klein war und niemandem, weder Tier noch Mensch, etwas zu Leide tat.

Die Hüte der zwei Männer waren mit Gamsbärten geschmückt. Sie waren so prächtig und hoch, daß sie bei jedem Schritt auf- und niederwippten. Über der Schulter hatte jeder eine Flinte hängen.

„Gott sei Dank, sie haben uns nicht gesehen“, flüsterte der Vater. „Wenn ihnen nur der Rübezahl nicht in den Weg läuft!“ Aber später, als die beiden schon längst wieder in der Nacht verschwunden waren, zitterte die Mutter noch immer. „Also nein,“ flüsterte sie, „ich glaube, richtig geeignet zum Schmutzeln bin ich doch nicht.“

„Na, ich finde, wir haben uns recht tapfer gehalten“, meinte der Vater.

„Waren das Jäger?“ fragte Maria.

Der Vater zuckte die Schultern. „Keine Ahnung. Österreicher können es nicht gewesen sein. Sie haben Gewehre gehabt, und Österreicher dürfen noch keine Waffen tragen, auch keine Jagdwaffen. Das haben die Franzosen verboten.“

„Ich glaube, dieses Gesetz ist schon aufgehoben worden“, widersprach die Mutter.

„Vielleicht sind es französische Jäger“, meinte Maria.

„Ja, das wäre auch möglich. Na ja, Hauptsache, sie haben uns nicht entdeckt.“

„Wenn jetzt der Rübezahl käme, könnten wir endlich weitergehen. Ich sehne mich nach einem Bett“, sagte der Vater.

„Und ich erst!“ Die Mutter stieß einen Seufzer aus. „Wie froh werde ich sein, wenn ich überhaupt nie mehr schmuggeln gehen muß.“

„Und ich freu’ mich, wenn ich jeden Tag so viel essen kann wie heute bei der Tante Resl.“

So standen sie dicht beieinander und unterhielten sich flüsternd über eine Zukunft, in denen man Brot und Einziehgummi und Babyschnuller einfach im nächsten Geschäft würde kaufen können. Und vielleicht ab und zu auch eine Tafel Schokolade. Rübezahl tauchte lautlos und überraschend aus der Finsternis auf. Kein Ästchen hatte geknackt, kein Atemzug war zu hören gewesen. Plötzlich stand er da.

„Alles in Ordnung! Wir haben die Fahrkarten. Ein verlässlicher Informant hat mir versichert, daß der Bus morgen früh nicht kontrolliert wird.“

„Werde ich froh sein, wenn wir ungeschoren wieder daheim sind“, sagte die Mutter.

Rübezahl kicherte leise. „Ein bißchen Aufregung gehört schon dazu zum Schmuggeln.“

Rübezahl kannte jeden Stein auf dem Weg zum Hof. Obwohl es stockdunkel war, führte er sie sicher den Steig hinauf. Die Bäuerin war nicht besonders erstaunt, als sie die vier wieder sah. Das kam immer wieder einmal vor, daß eine Razzia durchgeführt wurde. Solange man rechtzeitig gewarnt wurde, war es nicht so schlimm.

Am nächsten Tag hatte das Wetter umgeschlagen. Rübezahl fluchte kräftig, als sie vors Haus traten. Alles troff vor Nässe, und es sah nicht so aus, als ob der Regen bald aufhören würde. Zum Glück hatten sie die Pelerinen mit, weil der Vater als erfahrener Bergsteiger nie ohne Regenschutz aus dem Haus ging.

Der Regen dauerte den ganzen Tag an. Maria, der Rübezahl im

Bus einen Fensterplatz organisiert hatte, genoß die Reise trotzdem. Bei der Hinfahrt war sie so zwischen den anderen Leuten eingekellt gewesen, daß sie kaum einmal einen Blick nach draußen hatte werfen können. Nun wurde sie nicht müde, abwechselnd die steilen Felswände, den reißenden Inn und die anderen wilden Bäche, die aus den unzähligen Schluchten stürzten, anzuschauen.

Die Namen der Ortsschilder, die sie in der Schule hatte lernen müssen, tauchten, schön der Reihe nach, vor dem Busfenster auf. Leute stiegen ein, stiegen aus. Die lebten also da, in diesen Dörfern, die Maria bis vor kurzem nur vom Hören her kannte. Nun verbanden sich die Namen plötzlich mit bestimmten Kirchtürmen, mit besonderen Häusern und mit individuellen Menschen.

Eine junge Frau, die in Prutz einstieg, schenkte Maria einen rotgelb gesprenkelten Apfel. Er war ein bißchen verschrumpelt, aber er schmeckte wunderbar.

„Wachsen bei euch heroben noch Goldparmänen?“ fragte der Vater erstaunt.

Die junge Frau nickte. „Auf der Sonnseite gedeihen sie gut.“

„Im Zillertal wachsen sie auch“, sagte der Vater. „Man muß sie nur fleißig veredeln.“

Maria aß ihren Apfel, lauschte auf das, was die Leute rundum redeten, betrachtete die regennassen Wälder und Wiesen und fühlte sich rundum glücklich. Erst als sie schon im Zug saßen und plötzlich zwei amerikanische Soldaten das Abteil betraten, erschrak sie. Aber die Soldaten machten keine Kontrolle, es waren nur ganz gewöhnliche Reisende.

Ab dem Ötztal wurde die Landschaft sanfter, das Wetter aber blieb gleich schlecht. Als sie in Zell aus dem Zug stiegen, goß es noch immer. Nun hieß es zum letztenmal die Rucksäcke schultern.

„Wenn du eine Stelle im Tal hättest, bräuchten wir jetzt nicht eine Dreiviertelstunde den Berg hinaufkeuchen“, sagte die Mutter.

„Ja, das wär' bequem“, gab der Vater, der sonst meist seinen

Berg verteidigte, heute bereitwillig zu. „Aus dem Zug aussteigen, ums nächste Eck biegen und schon daheim sein! Das wär's!“

Seine Worte klangen bekümmert. Aber dann straffte er den Rücken und meinte: „Wer weiß! Vielleicht bekomme ich die Stelle in Saffenz. So halb und halb ist sie mir ja schon versprochen.“

„Bevor wir nicht dort sind, glaube ich gar nichts mehr“, widersprach die Mutter.

Wenn die Eltern um Vaters neue Stelle diskutierten, lag seit einiger Zeit immer Streit in der Luft. Maria war Rübezahl dankbar, als er ablenkte: „Leute, seid zufrieden, weil wir gut bis hierher gekommen sind. Und seid froh, daß die Franzosen die Sperrstunde schon aufgehoben haben. So brauchen wir keine Angst haben, von einer Wache aufgegriffen zu werden.“

Von der Großmutter wurden sie wie Helden empfangen. Es waren richtige Schätze, die sie heim brachten: acht Meter Einziehgummi, Nähadeln in allen Größen, schwarzen und weißen Zwirn, eine Rolle Spagat, drei Flaschen Petroleum, zwei Kilo Speck, fünf Kilo Reis, sechs Kilo schwarze Polenta, sechs Kilo gelbe Polenta, fünf Deka Lorbeerblätter, extra für Onkel Fritz ein Zahnbürstel und für Vater zwei Packungen Tabak. Und für Großmutter zukünftige Hexenschüsse natürlich ein großes Glas bis zum Rand mit Odermennig gefüllt.

„Na servus, wenn sie euch erwischt hätten!“ sagte die Großmutter. „Es schaudert mich direkt, wenn ich daran denke.“

„Sie haben uns aber nicht erwischt!“ sagte Rübezahl. Er glühte vor Stolz, denn er hatte die Hauptverantwortung für diese gelungene Schmugglertour getragen, und folglich fiel ihm auch das größte Lorbeerblatt zu. Symbolisch gesagt. In Wirklichkeit waren die Lorbeerblätter natürlich nach wie vor für die Suppe bestimmt.